



Herausgegeben von der Evangelischen Pastoralkonferenz von Santa Catharina und der Synode Mittelbrasilien.

13. Jahrgang.

Blumenau, im November 1920.

Nr. 11.

Stilles Besinnen.

Hebr. 13, 14. Wir haben hier keine bleibende Statt...

Ein österreichischer Dichter hat in einem Roman die letzten Lebensjahre des großen deutschen Liedermeysters Franz Schubert geschildert. Es ist dies ein Werk voll innerer Heiterkeit und Harmonie, aber über dem Ganzen schwebt ein Hauch tiefer Schwermut und Todesahnung.

Da ist Franz Schubert zu Freunden nach Graz in die Steiermark geladen. An einem Spätsommernachmittag ist in einem der Gärten der sonnenhügeligen Stadt ein Kreis hoher Menschen um den Musiker versammelt. Aber den zieht es nach der einsamen Laube oben im Weinberg. Dort hat er die Berge in weitgebreitetem Halbkreis für sich, und die untergehende Sonne entzündet die Luft in flammend rotem Feuer. Da geht dem Musiker ein Stich durchs Herz: „Willst nicht auch du dich bereiten für den Abend? Denn daß dein Tag sich neigt, das ahnst du wohl.“ Und während der Einsame im Weinberghäuschen an seine Sterbestunde denkt, ertönt vom Schloßberg die große Siebenglocke mit tiefem Ton und weckt ein Lied in seiner Seele:

Einen Meister seh' ich stehen
Unverrückt vor meinem Bild,
Eine Straße muß ich gehen,
Die noch keiner ging zurück.

In Kürze wird der Totensonntag uns an die Gräber unserer Lieben führen und uns mit stillem Besinnen an unsere eigene Sterbestunde segnen.

Wie ist doch unser Leben der Torheiten voll!

Wir leben in den Tag hinein, als wenn dies Leben ewig währe. Unsere Gedanken drehen sich um Essen und Trinken, Kleidung und Vergnügungen, und wir vergessen, daß wir dem letzten Stündlein ruhig nur entgegensehen können, wenn unsere Seele des Bleibenden, Ewigen voll ist.

Und dann die Jagd nach dem Glück. Welche Geschäftigkeit tagaus, tagein, ohne Unterlaß! Was allem rennt die Welt nicht nach und wundert sich, daß sie kein Genügen findet und sich mit Beschwernis belädt. Wer Erde sucht, find't Erdenlast.

Und endlich alle die Unterlassungen in der Liebe. Da ist uns das Glück von Menschen anvertraut. Wir könnten ihnen ein Leben bereiten, daß sie uns aus tiefstem Herzen dafür segnen, und wir verbittern ihnen viele Stunden der kurzen Zeit, die wir hier haben. Und machen uns selbst arm dabei. Und wenn sie von uns gegangen sind, dann nehmen wir keine Erinnerung unser eigen, die unserer Seele ein Ausruhen für stille Stunden böte.

Welche Weisheit könnte uns denn das Gedenten unserer Sterbestunde schenken?

Daß wir unserer Seele leben. Daß wir ihr Feierstunden schaffen. Daß wir sie in ernstem Denken zum Urgrund der Dinge führen, damit wir Kraft gewinnen, die Sterbestunde zu bestehen.

Und daß wir bei allem Streben, das uns beseelt, das höchste Gut erstreben:

Ein Freund in Not, ein Trost im Tod
Ist ganz dir keiner, bis dir's wird einer,
Dein Gott alleine.

Und endlich: daß wir die Zeit auslaufen. Das wir Liebe säen, um Glück zu ernten, damit aus dem Strahl glücklicher Augen ein Feuer in unsere Seele falle und unser Herz warm erhalte auch in den Frostdächten des Lebens.

Dann wird der Gedanke an den Tod das Grauenvolle verlieren. Dann sind wir mit einer höheren Welt in Berührung gekommen, und das Sterben ist nichts anderes als ein Hinübergehen nach drüben, wo weiterlingt, was an Göttlichem in unserer Brust hier angeklungen ist.

Wir haben hier keine bleibende Statt...

Es kommt ein ernster Ton durch solch Besinnen in unser Leben. Gewiß. Aber solch Besinnen macht uns nicht arm, es macht uns reich: es gibt unserm Leben inneren Gehalt. Die irdalen Freuden des Alltags verlieren ihren Reiz, die edlen Freuden werden geklärt und wir Menschen von Wesen dieser Welt erhoben zu Bürgern zweier Welten.

R.

Luther an Georg Spenlein.

Als Luther ins Kloster trat, tat er das um des Friedens seiner Seele willen. „Ich tat das Gelübde um des Heils meiner Seele willen“, hat er sich ausgesprochen. „Aus keiner anderen Ursache begab ich mich in den geistlichen Stand, als daß ich Gott dienen und in Ewigkeit gefallen möchte.“ Und heiß hat er um den Frieden seiner Seele gerungen. Einen tiefen Blick in diesen Frieden läßt uns ein Brief tun, den er im April 1516 an den Augustinermönch, Georg Spenlein in Meiningen gerichtet hat. Darin stehen folgende goldene Worte:

„Nur möchte ich gerne wissen, wie es um Deine Seele steht, ob sie endlich lernt, ihre eigene Gerechtigkeit verachten und in Christi Gerechtigkeit fröhlich und getrost sein. Denn heutigen-tags hat die Versuchung zur Vermessenheit Macht über viele, und sonderlich über die, welche mit allen ihren Kräften sich mühen, gerecht und fromm zu sein. Sie kennen nicht die Gerechtigkeit Gottes, die uns in Christo so reichlich und umsonst beschert ist, und trachten von sich selber so lange Gutes zu tun, bis sie Zuversicht gewinnen, vor Gott zu bestehen, mit Tugenden und Verdiensten wohl geschmückt. Aber dahin bringen sie's nimmermehr. In diesem Wahn, ja Irrwahn, stehst Du, als Du bei uns warst, und ich steckte drin. Aber auch noch kämpfte ich wider diesen Irrwahn und habe noch nicht ausgekämpft. Darum, mein lieber Bruder, lerne Christum, und zwar den Gekreuzigten! Lerne ihm lobsingeln und an Dir selbst verzweifelnd zu ihm sagen: Du, Herr Jesus, bist meine Gerechtigkeit ich aber bin Deine Sünde; Du hast das Meine an Dich genommen und mir das Deine gegeben, Du hast genommen, was Du nicht warst, und mir gegeben, was ich nicht war. Hüte Dich, mein Bruder, jemals einer solchen Reinheit

„nachzutragen, daß Du Dir nicht mehr ein Sünder scheinen, ja gar kein Sünder mehr sein willst. Denn Christus wohnt nur in Sündern. Dazu kam er vom Himmel, wo er in Ge- rechten wohnt, daß er auch in Sündern wohnte. Solcher seiner Liebe sinne nach und Du wirst den allersüßesten Trost erfahren. Denn wenn wir durch eigene Mühe und Pflege zur Ruhe des Gewissens hindurchdringen sollten, wozu ist Christus dann gestorben? Darum wirst Du nur in ihm, durch getrostete Verzweiflung an Dir und Deinen Werken Frieden finden; Du wirst von ihm selber lernen: wie er Dich angenommen hat, so hat er auch Deine Sünde zu seiner, seine Gerech- tigkeit zu Deiner gemacht.“

Vom alten Fris.

Der Kandidat der Theologie Hedhessi, ein Ungar, hatte in Preußen und zwar an der Universität Frankfurt a. d. O. evan- gelische Gottesgelehrtheit studiert und rüstete sich zur Heimkehr nach Oesterreich. Als er seinen Bücherschatz musterte, fiel ihm schwer aufs Herz, daß die österreichische Zensur, die von den Jesuiten ausgeübt wurde, all die schönen Bücher der Aufklä- rungsphilosophie nicht durchlassen würde.

Da gab ihm ein guter Geist den Gedanken ein, sich an den König zu wenden, den Freund aller Aufklärung.

Wenige Tage später stand der Student im Park von Sans- souci dem König von Preußen gegenüber, dem er sich auf einem Spaziergang flug in den Weg gebracht hatte. Auch war sein Aussehen und sein plötzlich mit schlecht verhehlter Bitte auf den König gerichteter Blick von so gutem, gewinnendem Eindruck, daß Friedrich mit seinen Windspielen stehen blieb und den Frem- den anredete:

„Er ist Student?“

„Jawohl, Majestät.“

„Theologe aus Halle. Man hört es an seiner Stimme.“

„Theologe, ja; aber aus Frankfurt. In Halle sind die Pietisten.“

„Was kümmert das Ihn? Er ist doch nicht etwa ein Freigeist?“

„Majestät, ich liebe die Freiheit des Denkens und die Frei- heit der Gewissen; um derentwillen möchte ich ein Untertan Eurer Majestät sein.“

„Was für ein Landskind ist Er denn?“

„Aus Ungarn, Majestät.“

„Warum studiert Er das Evangelium nicht in Seinem Lande?“

„Eure Majestät wissen, daß uns in Ungarn die Glaubens- freiheit immer mehr beschränkt wird.“

„Da wird Er also mit Seiner Gewissensfreiheit übel an- kommen.“

„Jawohl, Majestät.“ Des Studenten Stimme begann zu schwanken, weil er nun auf das kam, woran ihm am meisten gelegen war. „Man wird mir vor allem jede Möglichkeit nehmen, meinen Geist durch das Studium der aufgeklärten Phi- losophen noch weiter zu erhellen und zu erbauen.“

„Wer will Ihn das in Seiner Kammer verbieten?“

„Die Jesuiten in Wien, die zu Bücherrevisoren bestellt sind; sie werden mich kein freigeistiges Buch lassen ins Land bringen.“

Nun merkte der König, wohin der Theologe zielte:

„Ei was,“ sagte er, „wozu braucht Er denn auch Bücher, wenn Er alles wohl studiert hat und in Seinem Kopf mit nach Hause trägt?“

„Eure Majestät,“ sagte der Student ein wenig feß, „sind wohl viel erfahrener als ich, und ich halte doch dafür, daß Eure Majestät ohne Bücher nicht leben möchten.“

„Ich sehe schon,“ sagte der König, „daß Er ein Bücher- narr ist.“

„Ach nein, aber ein Gelehrter braucht immer gute Gesell- schaft, Majestät.“

„Ja, ja,“ sagte der König freundlich, „aber die guten Bücher werden Ihn die Zensoren auch lassen.“

„Nein, Majestät, ich getraue mich nicht einen Philosophen von Bedeutung über die Grenze zu bringen, und wenn es die Schriften Eurer Majestät selbst wären.“

Der König sah mit lustigem Wohlgefallen die Angel, die ihm da der Student hinhalt, aber geneigt ihm zu helfen, ließ er sich fangen.

„Vor meinen Schriften,“ sagte er, „wird man doch auch in Wien einigen Respekt haben.“

„Nichts werden mir die Jesuiten lieber fortnehmen.“

Friedrich hob den Stod und klopfte dem Studenten, dessen geschickte Kühnheit ihm gefiel, auf die Schulter:

„Da will ich Ihn einen guten Rat geben. Nehme Er Seine Bücher in Gottes Namen mit und sage Er nur, der Kö- nig von Preußen habe sie Ihn geschenkt.“

„Das wäre erstlich wider die Wahrheit, Majestät.“

„Das gehört zu Seinem Beruf,“ sagte der König, „aber melde Er sich in der Kanzlei, da wird man sie Ihn geben.“

Der Student verbeugte sich und wankte. Als er dennoch nicht ging, fragte der König: „Und was will Er noch?“

„Wenn man mir die Bücher nun doch abnimmt?“

„Das werden die Wiener nicht wagen.“

Der Student lächelte ungläubig.

„Dann meld' Er sich bei meinem Gesandten in Wien, und nun gehe Er.“

So erhielt der Student eine vortreffliche Ausgabe der Werke des Königs, kaufte noch ungefähr sämtliche Schriften der Auf- klärung, die er erlangen konnte, und packte sie zu den übrigen, um unter dem Schutz der preussischen Macht möglichst reiche Frucht in die Heimat zu bringen. An der Grenze wurde, wie er vorausgesehen, alles beschlagnahmt und nach Wien zur Zen- sur geschickt.

Mit spitzen Fingern hoben die beiden Zensoren in dem dunklen Jesuitentolleg eine Greuelschrift der Aufklärung nach der anderen aus dem Pack des Studenten, hielten sie unter ihre Vogelnäsen und ließen sie alle ohne Umstände in eine Ecke des Zimmers zu Boden fallen. Zuletzt kamen sie auch an die Schrif- ten des Königs; der Student, der mit gesenktem Blick der gan- zen Prozedur bewohnte, beobachtete mit Vergnügen, wie die Jesuiten auch diese Bücher und noch mit besonderem Mißfallen in die Ecke der Verdammnis zu werfen begannen.

„Aber, meine hochwürdigen Herren,“ sagte er mit der Stimme eines Mannes, der nun endlich seinen Trumpf los- schlagen kann, „bedenken Sie doch, daß mir diese Bücher von Er. Majestät dem König von Preußen selbst geschenkt worden.“

„Was geht uns der König von Preußen an?“ rief der eine der Jesuitenpater spitz. „Wir sind hier in Wien. Sei Er froh, wenn er nicht noch für die Frechheit, solch Zeug in sein Vater- land zu verschleppen, selbst eingezogen wird.“

Der Student verbeugte sich tief und eilte von den ahnungs- losen Jesuiten zum preussischen Gesandten. Der eröffnete den Feldzug damit, daß er zunächst Unlaß und Grund des Streites, den Studenten Hedhessi, wohl verproviantierte und in Sicher- heit brachte. Er ließ ihn durch einen Kurier in den besten Gast- hof von Wien einquartieren, mit der ausdrücklichen Weisung, dort, so gut es ihm möglich sei, gegen Weine und Speisen zu streiten und eine schöne Rechnung zusammenbringen. Der Kan- didat, an magere Schüsseln und dünne Weine gewöhnt, versprach, das Seine zu tun u. seinen Posten im Streit redlich zu erfüllen.

Unterdessen brachte ein Käufer außer anderem die Nach- richt auch dieser Wiener Ereignisse nach Potsdam zum König, der mit Feldherrnblick längst den schwächsten Punkt des Gegners erkannt hatte und nun überrumpelte. Er befahl, die Türen zur Bibliothek des Breslauer Jesuitenkollegiums zu versiegeln und mit zwei Schildwachen zu besetzen; außerdem die Siegel täglich durch einen Leutnant und einen Kammerkalkulator nachprüfen zu lassen, die Kosten der Versiegelung aber mit dreißig Talern und den Unterhalt für die Schildwachen mit je einem Taler, für den Leutnant mit je zwei Talern auf den Tag, den Jesuiten aufzulegen.

Die ehrwürdigen Väter erschrafen und erstaunten sehr über diese Maßregel des duldsamen Königs und begriffen nicht, wo er an ihrem vorsichtigen und aalglatten Benehmen einen Grund zur Mißstimmung gefunden. Da ihnen in Breslau darüber nie- mand Auskunft geben konnte, mußten sie sich endlich entschließen, eine Deputation nach Potsdam zu schicken, um vom König selbst Aufklärung zu erlangen. Als die Abgeordneten ankamen, zögerte Friedrich, der sonst niemand gerne lange warten ließ, die Au- dienz mit Geschick noch eine Woche oder zwei hinaus; dann emp- fing er die frommen Väter mit solcher Freundlichkeit und in so guter Laune, daß sie völlig verwirrt wurden. Nachdem er über dies und jenes mit ihnen geplaudert und ihnen kaum Zeit gelassen hatte an ihre Angelegenheit zu denken, wandte er sich zum Gehen. Die Gestalten der Gesandten klappten zusammen und untertänig eilend und vorwurfsvoll brachten sie ihre Bot- schaft vor.

„Aha,“ sagte der König, ihr kommt wegen der Biblio- thek. Das ist nicht meine Sache. Uebrigens nur eine Bagatelle. Mein Gesandter in Wien wird darüber gern Auskunft geben. Ich bin Euer gnädiger König wie immer, adieu.“

Die weisen Väter zogen so geschickt wie zuvor nach Breslau zurück und von dort nach einigem Zögern nach Wien, um in der Stadt, wo sie und ihr Orden die eigentlichen Herrscher waren, den Gesandten des Regierkönigs um Auskunfts zu bitten. Der Gesandte, der zunächst ein wenig erstaunt tat, als wäre auch ihm die ganze Angelegenheit dunkel, erinnerte sich dann wie nebenbei des ungarischen Studenten und wies die Breslauer Jesuiten an ihre allmächtigen Wiener Brüder.

„Die Herren von der Zensur,“ sagte er, „werden leicht die ganze Sache in Ordnung bringen.“

Wenige Stunden später ward der Kandidat Hedhessi im Besitz seiner sämtlichen Bücher, und die Patres kamen zum preussischen Gesandten, um ihn von der Beilegung des Streites zu unterrichten und ihren Abschied von ihm zu nehmen.

„Uebrigens noch eine Kleinigkeit, meine Herren,“ sagte der Gesandte, und reichte ihnen eine Handvoll säuberlich geschriebener Rechnungen des Wirtes vom Goldenen Löwen. Immer säuerlicher verzog sich das Gesicht der Väter, als sie sahen, wie viel guter Rheinwein, wie mancher treffliche Fisch und köstliche Braten da eine glatte Kandidatengurgel hinabgeschwommen war und zuletzt das schöne Endergebnis von 96 Dukaten gebracht hatte. Wer es blieb ihnen nichts anderes, als sich mit guter Miene in das üble Spiel zu schicken. Sie bezahlten, und des Kandidaten goldene Tage hatten wie alle schönen Märchen ein Ende. Er war ein wenig wohlbeleibt geworden, so redlich hatte er im Kampf für Ausflärung und Zensurfreiheit seinen Mann gestanden.

Die Bibliothek in Breslau wurde sogleich entsiegelt, aber ein Brief des Königs an den Vater Rektor des Kollegiums warf noch einiges Salz in die frischen Wunden:

„Ihr werdet,“ schrieb er, Eure Herren Confratres in Wien und das Personal des dortigen Consistorii wohl warnen, daß sie an dem Kandidaten der Theologie Hedhessi aus Ungarn Rache üben. Ich werde mich fleißig nach dem Wohlbefinden dieses Mannes erkundigen. Bekommt er nicht die beste Pfarre in Ungarn, oder sollten er und die Seinigen, oder überhaupt die Reformierten und Protestanten eujonirt und kistanirt werden, so müßt ihr und Euer Kloster dafür stehen, da halte ich mich an Euch. Ich bin usw. Friedrich.“

Zion.

„Unter dem Donner der Schiffsgeschütze und Küstenbatterien ist am 2. Juni der High Commissioner für Palästina, the Right Honourable Sir Herbert Samuel, in Jaffa gelandet.“

So meldet die Reuterdepeche.

Um die Juden der ganzen Welt gegen Deutschland noch mehr aufzuheizen, hatte England im November 1917 versprochen, ihnen in Palästina ein neues Reich zu schaffen. Das Versprechen hat es gehalten, ein reicher und mit einem vornehmen Titel geschmückter, englischer Jude ist jetzt Regent von Palästina. Und — er hat als erstes Zeichen dessen, was seine Herrschaft bedeutet, in den Räumen des deutschen evangelischen Jerusalemvereins, im Hospiz auf dem Ölberge, Wohnung genommen. Und die rechtmäßigen Besitzer, sowie die deutschen Krankenschwestern, die dort arbeiteten, sind verbannt. Herr Herbert Samuel sieht jetzt täglich die schönen Delgemälde an, die der deutsche Kaiser für das Hospiz gestiftet hat.

„Das jüdische Reich ist von neuem gestiftet. Die alten Träume sind Wahrheit geworden, die alten Verheißungen der Propheten sind erfüllt.“ So jubeln die Zionisten, das heißt die Juden, welche die Rückkehr nach Jerusalem betreiben. — Wirklich? Ist dem so? —

Lord Curzon, ein Mann, der Asien genau kennt, sagte im englischen Oberhause bei der Besprechung der Lage in Palästina: innerhalb eines halben Jahres werde Herr Samuel bei den Juden reichlich so unbeliebt sein wie heute bei den Arabern. Denn sein Amt sei ein Dornenamt.

Wenn man bedenkt, daß der größte Teil der Leute, die in und um Jerusalem wohnen, Araber sind, Mohammedaner, die jeden Juden tief verachten, und daß die zweitgrößte Zahl Christen sind, Katholiken, Griechen, Evangelische, Armenier und noch manches andere Bekenntnis, daß erst in dritter Reihe die Juden kommen, so ist leicht zu berechnen, wie schwer Herrn Samuel das Herrschen fallen muß. Hält er zu den Juden, bevorzugt er seine Glaubensgenossen, so erbittert er die Araber und trinkt die Christen, nicht zuletzt seine englischen Oberherren und die Franzosen, die sehr gern „Schützer der Christen“ im Orient sein möchten. Ist er aber gerecht und meidet es, König

der Zionisten sein zu wollen, so schreien die Juden, weil sie sich ja immer zurückgesetzt fühlen, wenn sie nicht die allein bevorzugten sind.

Nun, Herr Samuel selbst kann uns gleichgültig sein, höchstens, daß man ihm für die freche Beleidigung der deutschen Evangelischen, die in der Wahl seiner Wohnung liegt, einige Unannehmlichkeiten wünschen mag. Aber uns beschäftigt die Frage: Geht da wirklich alte Verheißung in Erfüllung?

Die Zionisten, die nicht von Palästina, sondern von Eres Israel (hebräisch, Land Israel) sprechen, wollen bis 1930 fünfhunderttausend jüdische Ansiedler zu den etwa hunderttausend, die heute dort wohnen, dorthin gebracht haben. Sie meinen, dort würden sie zu Ackerbauern werden, die bisher zumeist nur vom Handel lebten. Ob das gelingen wird, erscheint recht zweifelhaft, und doch ist es Bedingung, wenn aus diesem Staate werden soll. Nur vom Handel unter sich können sechshunderttausend Menschen nicht leben, und zum Ausruhen für so viele Schächerer ist die Bevölkerung von sechshunderttausend Mohammedanern zu gering. Es ist also schon aus wirtschaftlichen Gründen anzunehmen, daß Eres Israel eine Art Stedenpferdgründung der reichen Juden in London, Paris und Newyork bleiben wird.

Außerdem aber, und das geht uns Christen an, kann aus die Verheißung des Alten Testaments längst nicht mehr das Judenvolk Anspruch erheben. Sie haben sich selbst ihres Zion unwürdig gemacht, als sie den Heiland verfolgten, schmähten und kreuzigten. Was ihnen wie eine Verheißung irdischer Herrlichkeit erschien, ist längst als ein innerliches, unirdisches Eigentum denen gegeben, die in Jesu die Zuflucht aus aller Not dieses Lebens sehen. Gerade die in unserem Volke, denen der Niederbruch die Mahnung zu ernstem, innigem Gottsuchen wurde, haben ein Heimatrecht in Zion, in jenem Zion, das keine Menschenhand entweiht und zerstört. Und dem unglücklichen Volke, das über die Erde ja wie ein Fluch für sich und andere wandelt, dem heute so gehaßten Judenvolke wäre zu wünschen, daß es in innerer Umkehr sein wahres Zion fände. N.

Ausichten und Erlebnisse des Kolonisten Karl Hackberg aus der Bananentiese.

Sehr geehrter Herr Pfarrer!

Nun muß ich Ihnen doch einmal meine Ansichten und Erlebnisse schreiben. Denn manchmal kriegt man ordentlich Lust darauf, und wenn's auch mit der Feder ein bißchen mühseliger geht, als mit der Sense, so'n paar Buchstaben kriege ich zusammen.

Nämlich erstlich von den Juden mit ihren Stoffen! Bei meinem Nachbar Johann Blandt sind sie gewesen. Sonst ist's ja nicht gut, daß einer nicht schreiben kann, aber dasmal hat's gepakt. Dem Blandt seine Frau war auf Wochenbesuch, und seine Jungswaren auch nicht gerade da, da sind sie ihm hingekommen. Sie ist ein bißchen genau, aber er kann nicht nein sagen, und so haben sie ihm gleich ordentlich was aufgeschwast. Ein Anzug war sehr billig, und einer war ganz umsonst, und fünf andere waren ordentlich teuer, und alle sieben sollte er nehmen. Aber der Johann hätte sie doch gekauft, denn sie haben ihn mit „Landsmann“ angeredet und abschlagen kann er schon gar nichts. 585 Markreis sollte er bezahlen, 210 hatte er man da. Für den Rest sollte er querschreiben, aber er meinte, da müsse er „Kreuzers“ machen, wie er immer sagt, wo er doch aus Ostpreußen ist. Denn schreiben kann er nicht. Da sind sie ihm wieder weggegangen, die Kreuzchen gelten bei ihnen nicht, meinen sie. Dem Fritz Kottmann haben sie sieben Anzüge verkauft, der hat auch ein Papier unterschrieben. Nun will ihm der Herr Wölfl, was die Bende in unsrer Tiese hat, sein Schmalz und seine Butter nicht abkaufen, er sagt, das kriegt man nur da verkauft, wo man Anzüge kauft. Ob die Reisenden aber ihm sein Schmalz abkaufen? Ich glaube nicht.

Das mit dem Johann Blandt hat uns viel Spaß gemacht, und seine Alte hat ihm auch gesagt, es ist sein Glück, daß er nicht schreiben kann. Ich glaub's, sie hat Haare auf den Zähnen, und weng er Geld weggibt, wird sie sehr böse. Aber dann hat der Blandt was anderes gemacht, und das war nicht so schön. Erst hat er sich immer so geprahlt, daß er Kirchenvorstand war, und was er alles gegeben hat, für den Kirchturm und für das Pfarrhaus, und nun hat er seine Schwieger Tochter, was dem August seine Frau ist, ins katholische Krankenhaus getan. Sie muß operiert werden. Ich meine man immer, dann muß sie auch in unser Krankenhaus,

wofür wir gesammelt haben. Der Hermann Schlutow ist drin gewesen und rühmt es sehr, wie schön es da ist und gar nicht teuer. Auch die Schwestern sind sehr freundlich gewesen. Er meint, acht Tage hat es nur gedauert mit seinem Bruch, dann ist er wieder zu Hause gewesen. Ich habe dem Johann Blandt auch gesagt, wo ihn der liebe Gott behütet hat, daß er in seiner Dämlichkeit nicht unterschrieben hat, da soll er doch nun nicht so sein und seine Schwiegertochter ins katholische Krankenhaus tun. Aber ich habe ihm gesagt, daß er sich schämen soll.

Wenn Sie wieder Zeitungen von drüben haben, schicken Sie mir doch zu. Den neuen Kalender von Rotermund habe ich gelesen. Er hat mir gut gefallen.

Sagen Sie bloß, Herr Pastor, was ist mit dem Wetter? Neulich ist uns unser junger Mais erfroren, und nun ist's so heiß, daß man bald umkommt. Der Pieper, der zu den Adventisten hält, meint, nun ist das Ende der Welt nahe. Ich habe ihn aber ausgelacht.

Aber neulich hat er mich doch gedrängt. Da meinte er: alle Gebote haltet ihr wörtlich, nur das Sabbatgebot nicht. Ich habe ihm aber gesagt: Die anderen halte ich auch nicht wörtlich, sondern nach dem Sinn. Das fünfte, habe ich gesagt, heißt: „Du sollst nicht töten!“, aber das habe ich auch übertreten, wenn ich einem anderen Geld gebe, daß er meinen Feind tötet. Ich habe ihm gesagt, daß es auf den Geist ankommt. Aber er meint, er hätte allein den richtigen.

Herr Pfarrer, schreiben Sie mir doch auch mal Ihre Meinung!

Mit bestem Gruß

Ihr

Karl Hadeberg.

Demokratie und Kirche.

Aus dem „Evangelisch-Kirchlichen Anzeiger“ von Berlin.

(Fortsetzung.)

IV.

Der moderne Demokratismus.

Die demokratischen Ideen der Gegenwart haben eine lange Vorgeschichte; und es ist sehr interessant, zu sehen, aus welcher Quelle sie eigentlich stammen. Ihr Ursprung führt in das Mittelalter; damals sind sie entstanden in der Absicht, den Staat gegenüber der Kirche als ein Gebilde von minderem Range zu kennzeichnen. Die Kirche war ja der Gottesstaat, eine Stiftung von oben her, der Fürsten und Völker gleichmäßig nach göttlichem Rechte unterworfen und zu unverbrüchlichem Gehorsam verpflichtet waren. Die Staaten galten ihr gegenüber nur als natürliche Gebilde, von unten her entstanden und daher ohne eigenes Recht im Verhältnis zur Kirche. Dieser Standpunkt war in der Frühzeit des Mittelalters, als der politische Zustand Europas noch ungeläutert und schwankend war, während die Kirche als eine heilige Ordnung schon von alters her fest stand, sehr begreiflich und mußte den Gemütern gleichsam von selbst einleuchten. Das wurde anders, als Stetigkeit und Klarheit in das Staatsleben einkehrte und die reale Macht des Staates den idealen Ansprüchen der Kirche in den Weg trat. Da wurde von kirchlicher Seite die genauere theoretische Durchführung dieses Standpunktes notwendig, und das Mittel dazu mußten Staatstheorien liefern, die das Altertum bereits entwickelt hatte. Sie sind unter dem Namen des Naturrechts bekannt, das in seinen Grundzügen tatsächlich seit seinem Auftreten im Altertum stets dasselbe geblieben ist. Der Staat ist danach eine Veranstaltung, die zu treffen die Menschen sich durch den Zwang natürlicher Umstände genötigt sahen, wobei bald mehr Gewicht auf die natürlichen Bedürfnisse der körperlichen und seelischen Anlagen des Menschen, oder auf die Macht der äußeren Umstände und den gegen sie erforderlichen Schutz gelegt wird. Immer wird die Staatsbildung angesehen als nach dem Rezept vor sich gegangen: „Darum flieht der wilde Wölfe Stand und knüpft des Staates dauernd Band.“ Der Staat also kommt nach dieser Theorie durch einen, es sei stillschweigend oder bewußt, von den einzelnen Menschen mit einander geschlossenen Vertrag zustande, alle staatliche Obrigkeit besteht kraft dieses Vertrages.

Man sieht deutlich, wie sehr diese Theorie dem Bestreben günstig sein könnte, die Macht der weltlichen Obrigkeit im Vergleich zu der geistlichen Macht zu verkleinern. Die Kirche war sicherlich nicht aus einem Vertrage der einzelnen Kirchenglieder

hervorgegangen; sie war nur die irdische Verkörperung des von der Ewigkeit her bestehenden himmlischen Reiches. Ihr irdisches Oberhaupt, der Papst, ihre Regierungsorgane, der Klerus, verdanken ihre Gewalt nicht menschlicher Wahl, sondern der Einsetzung durch den himmlischen Herrn der Kirche selbst. Keine Meinung der Menschen konnte an dem heiligen Bauplane dieser göttlichen Anstalt etwas ändern. Dagegen soll nun der Staat auf menschlicher Vereinbarung beruhen und die weltliche Obrigkeit durch die Einwilligung der Untertanen zu ihrer Macht gelangt sein. Der Satz der Schrift, daß alle Obrigkeit von Gott sei, wurde natürlich festgehalten; das ging auch sehr leicht, weil die menschlichen Anlagen und irdischen Verhältnisse, aus denen man das Bedürfnis zur Staatsbildung erklärte, in der Schöpferordnung Gottes ihren Grund haben. Aber wenn man mit dieser naturrechtlichen Theorie Ernst machte, so war die notwendige Folgerung, daß die Menschen, wie sie zum Entstehen der Obrigkeit ihre Zustimmung gegeben haben, so auch zu ihrem Fortbestehen ihre Zustimmung geben müssen, und daß, wenn sie diese Zustimmung zurücknehmen, die Obrigkeit ihr Recht verloren hat. Zu der kirchlichen Lehre, daß der Papst als Gottes Stellvertreter die Könige ein- und abzusetzen berechtigt sei, bildete die Theorie vom Staatsvertrage die wertvollste Ergänzung. Der Papst bleibt immer der unbewegliche Herr der Welt, Rom ist ewig; aber die Völker dürfen ihren weltlichen Herrschern den Gehorsam aufkündigen, wenn der Papst es befiehlt, oder wenn sie meinen, daß die Herrscher den ihnen gewordenen Auftrag nicht vertragsmäßig erfüllen. Auf diese Weise ist die Lehre von der Volkssouveränität aus dem klerikalen Interesse herauf geboren; und es ist nicht zu verwundern, daß es gerade die Jesuiten waren, die diese Lehre am folgerichtigsten durchbildeten.

Sie fanden hierin freilich bald Anhang und Zustimmung von ganz anderer Seite. Der mittelalterliche Gegensatz zwischen Papstmacht und weltlicher Macht war nämlich inzwischen durch die Reformation in den Hintergrund gedrängt worden; sie hat im modernen Staat, der, aus eigenem Rechte von der Kirche unabhängig, alle äußere Gewalt in sich vereinigt und in sich, wie nach außen, souverän ist, die Bahn gebrochen. Die ursprüngliche Form aber, in der dieser souveräne Staat zur Erscheinung kam, war die des monarchischen Absolutismus; und gegen diese höchst einseitige Form mußte sich das gerade durch die Reformation freigeordnete Selbstbewußtsein der Individuen erheben. Infolgedessen wurde nun die naturrechtliche Theorie einer der wichtigsten Bestandteile der Bewegung, die darauf ausging, das Individuum von den Fesseln der Ueberlieferung zu befreien und die Welt nach dem Rezept der Vernunft umzugestalten, die jeder einzelne Mensch in sich selber finde. Es ist der Standpunkt der Verstandesaufklärung, dessen geschichtliche Bedeutung und Fruchtbarkeit man gar nicht überschätzen kann, dessen sachliche Dürftigkeit und Verbohrtheit aber ebensowenig übersehen werden darf. Die Vernunft, auf die er sich beruht, ist nichts als der sogenannte gesunde Menschenverstand der jeweils lebenden Generation, und er erweist sich bei näherem Zusehen als vollkommen uneins, wo immer es sich darum handelt, irgend etwas Festes zu bestimmen und gelten zu lassen. Das einzige, worin die aufgeklärten Menschen mit einander einig sind, ist stets nur die Vereinnahmung des von ihnen Vorgefundenen, daher die Geltendmachung des Verstandes auch treffend Raisonieren heißt. Der geschichtslosen Selbstüberschätzung der Aufklärung entsprach eine Staatslehre vollkommen, die den Staat als das künstliche Erzeugnis kluger Ueberlegung und Berechnung der einzelnen Menschen ansah; es ist auch nicht zu leugnen, daß sie zur Beseitigung eingewurzelter verrotteter Uebelstände und zur Ueberwindung absolutistischer und kaiserlicher Tyrannei Großes gewirkt hat. Das Bedauerliche ist nur, daß sie noch heute, nachdem sich die Höhenlage unserer gesamten Kultur beträchtlich gehoben hat und der ganze Standpunkt der Aufklärung gerade in der deutschen Bildung längst endgültig überholt worden ist, noch immer die Anschauungen der weitesten Kreise beherrscht und den Weg zu einem vernunftgemäßen Verständnisse des staatlichen Lebens versperrt. Es ist insbesondere der starke Einfluß der französischen und englischen Denkweise, die ihrerseits über die Gesichtspunkte der Verstandesaufklärung niemals ernstlich hinweggekommen ist, was den flachen Vorstellungen des naturrechtlichen Demokratismus den stärksten Vorstoß leistet. Ihre abschließende Formulierung haben sie bei Rousseau gefunden; und irgendein Fortschritt der Theorie ist seitdem nicht eigentlich mehr zu bemerken.

Was nun die praktischen Grundsätze betrifft, die aus ihr folgen, so ist der erste und entscheidende das Mehrheitsprinzip.

Zunächst freilich heißt es: alles durch das Volk. Aber sobald bestimmt werden soll, auf welche Weise der Wille des Volkes festzustellen sei, sieht man sich genötigt, die Gesamtheit durch die Mehrheit zu ersetzen. Nun sind Entscheidungen durch die Mehrheit da, wo sie hingehören, gar nicht zu beanstanden. Sie gehören aber dahin, wo eine gleichartige Menge von einem und demselben Interesse beseelt ist und nur über die Fragen, wie dieses Interesse am zweckmäßigsten zu verfolgen sei, begriffliche und berechnete Meinungsverschiedenheiten bestehen können. Vergleichen wird man in unseren Tagen da finden, wo Personen eines Standes oder Berufes zur Vertretung ihrer Standes- und Berufsinteressen sich zusammenfinden, Vereinigungen zu irgendeinem bestimmten praktischen oder ideellen Zweck sich bilden, wo es sich um den gemeinsamen Betrieb eines geschäftlichen Unternehmens handelt, auch wo nicht allzu große Gemeinden für das Wohl ihrer Ortschaft zu sorgen haben. Es war in der Antike auch innerhalb der freien Stadtstaaten möglich, solange in dem Verbande der Bürgerschaft jeder einzelne in dem Bewußtsein lebte, das eigene Dasein schlechthin nur in dem vaterländischen Gemeinwesen zu haben. In den modernen Staaten dagegen ist die Mannigfaltigkeit des persönlichen Lebens, die Verschiedenheit der Weltanschauungen, der Ideale und der Interessen viel zu groß, als daß man die Gesamtheit der Bevölkerung so ohne weiteres als eine gleichartige Masse ansehen dürfte, in der eine Mehrheit die Entscheidung treffen könnte, ohne daß sich die Minderheit vergewaltigt und entrechtet fühle. Der moderne Staat hat gerade den Beruf, die zahllosen einander widerstrebenden persönlichen, privaten und Standesinteressen niederzuhalten, während die einzelnen Bürger in erster Linie danach trachten werden, eben ihren besonderen Interessen zur Herrschaft zu verhelfen. Eben darum bedarf der moderne Staat einer über dieser Interessenseite stehenden, befestigten und steten Regierung, die berufen ist, die auernde allgemeine Vernunft des staatlichen Organismus gegen die beständig wechselnden Begehrlichkeiten der Menge zu vertreten. Diese beharrende Macht dem Diktat einer zufälligen Mehrheit unterwerfen, heißt den Staat auflösen, um so mehr, als ja von einer bleibenden Richtung im Staatsleben nicht mehr die Rede sein kann, sobald immer die jeweilige Mehrheit berechtigt ist, das Steuerruder nach ihrem Sinne herumzuwerfen. Wenn also noch heute der Bevölkerung die Lehre eingepflanzt wird, der Wille der Mehrheit sei ausschlaggebend, und diese Demokratie sei die einzige und wahre Rechtsquelle einer Volksgemeinschaft, so ist es die Aufgabe aller besonnenen Vaterlandsfreunde, unermüdlich den Trugschluß aufzudecken, der in der Verwechselung des Volkswillens mit dem Mehrheitswillen liegt, auf die minderwertigen Beweggründe hinzuweisen, die in den Parteikämpfen um die Mehrheit den Ausschlag geben, und die Unmöglichkeit darzulegen, daß ein uneingeschränktes Mehrheitsregiment ein befriedigendes Zusammenleben der verschiedenen Teile der Bevölkerung, ja auch nur einen ungestörten und gleichmäßigen Fortgang der Staatsgeschäfte zustande bringe. Ist doch in Wahrheit das Volk nicht die unablässig fluktuierende Masse der gerade jetzt lebenden Individuen, sondern der von einem einheitlichen Geist erfüllte, durch die Jahrhunderte und Jahrtausende sich erhaltende nationale Organismus. Ihn aber vertritt viel sachgemäßer als irgendeine augenblickliche Mehrheitsentscheidung, die in lebendiger Tätigkeit schaffende, die wechselnden Verhältnisse überdauernde, im Volksleben eingewurzelte Regierung.

(Fortsetzung folgt.)

Aus unseren Gemeinden und für unsere Gemeinden.

Blumenau. In einer außerordentlichen Delegiertenversammlung wurde beschlossen, künftig in Blumenau zwei Einsegnungsfeiern zu halten, die erste am Palmsonntag, die zweite gegen Jahresende. Zu Palmsonntag sollen die entfernt wohnenden Kinder, aus der Velha, Garcia, Itoupava norte und Belchior eingeseignet werden, zu Ende des Jahres die Blumenauer. Diese Teilung ist nötig, weil es nicht möglich ist, gegen 130 Kinder gleichzeitig zu unterrichten. Der Unterricht der ersten Hälfte beginnt am Dienstag, dem 2. November, 8^{1/2} Uhr, im Gotteshaus.

Am 14. November findet in Belchior ein Kirchenfest statt, dessen Ertrag zur Deckung der Schulden des Kirchensprengels, vielleicht auch zur Anschaffung einer Glocke dienen soll. Es ist beabsichtigt, mit den Kindern, die am Religionsunterricht teil-

nehmen, an diesem Tage einen Ausflug dorthin zu unternehmen. Die kleine Kirche in Belchior ist reizend gelegen, und jedem kann nur geraten werden, sich bei dieser Gelegenheit diese selten betretene Tiefe anzusehen.

Itoupava. Sonntag, den 3. Oktober, fand in Massaranduba Konfirmation statt. Es wurden 10 Knaben und 4 Mädchen eingeseignet. Acht Tage später wurden in der Kirche von Itoupava 1 Knabe und 2 Mädchen konfirmiert.

Badenfurt. Am 17. Oktober wurde unser neuer Herr Pfarrer Kessel durch den Vorsitzenden der Pastoralkonferenz, Herrn Pfarrer Neumann, in sein Amt eingeführt.

• Für den Familientisch. •

Fünf Mark für ein Mittagessen, drei Mark fünfzig für ein Souper.

(Schluß.)

Am Heiligabend pflegte er vormittags stets ein Stündchen zu kommen. Da war er wieder der frühere Hans, der dem alten Vater so warm die Hand drückte und Mama in die Arme zog. Doch diesmal war er Weihnachten nicht gekommen. Mama hatte abends bis elf Uhr aufgefressen und auf ihn gewartet, Vater war auf und ab gegangen, etwas über die Bratwurst, „die gar nicht wie sonst schmeckte“, zwischen den Zähnen murrend, und hatte alle fünf Minuten nach dem Vorplatz gedeut.

Am ersten Festtage kam eine Karte, auf der Hans Vater und Mutter ein vergnügtes Weihnachtsfest wünschte. Er hätte sich nicht frei machen können, denn er wäre den ganzen Tag bei Kammerrat B. eingeladen.

Schließlich war ein Jahr vergangen, ohne daß Hans seinen mit Lackstiefeln besetzten Fuß in die Tür seiner Eltern gesetzt hatte.

Eines Abends ließ Klinghom ein Freund und Kollege sagen, daß er erkrankt sei, und Klinghom unter allen Umständen für ihn bei einem Souper bei Großhändler Falk weit hinten bei der Adolph-Friedrichs-Kirche aufwarten müsse. Klinghom war nie zuvor dort gewesen. Sowie er mit dem Tee in den Salon trat, sah er — Hans neben der Tochter des Hauses am Flügel stehen und in den Noten blättern. Hans blickte auf und errötete. Doch niemand in der Gesellschaft wußte, daß der alte Lohndiener der Vater des charmanten jungen Mannes war, und der Alte nahm, als er mit seinem Präsentierbreit an dem Sohne vorbeistreifte, die Gelegenheit wahr, und flüsterte ihm zu: „Ruhig! Keine Miene!“

Doch mit dem Instinkt alter Aufwärter fühlte Klinghom, daß etwas besonders Feierliches an diesem Abend in der Luft lag; er wußte nicht was, aber der Großhändler war zweimal draußen im Büffetzimmer gewesen und hatte vor sich hin gemurmelt, als bereite er sich auf eine Rede vor.

Beim Souper ging es los. Der Großhändler ergriff sein Glas und bat die Anwesenden, „sich mit ihm zu einem Hoch auf seine Tochter Ida und Herrn Assessor Klinghom zu vereinen, deren Verlobung er hiermit zu verkünden die Ehre habe.“

Das bei solchen Gelegenheiten gewöhnliche Summen im Saale, die Glückwünsche, Ausrufe, die Küsse der Freundinnen und das „Alter Junge!“ der Freunde schützten den alten Lohndiener vor Beobachtung, als er am ganzen Leibe zitternd und mit einem Schleier vor den Augen dastand. Verlobt, ohne seinen alten Eltern ein Wort davon zu sagen! Ach, sie würden nicht begehrt haben, sich in den glänzenden Kreis zu drängen; sie wären zufrieden gewesen, wenn sie nur ein bißchen eher von dem Glück ihres Hans erfahren und in ihrem eigenen kleinen Heim hätten an ihn denken können.

Hans suchte die Augen des Alten. Der Champagner macht Mut; zur Linken in seiner Brust begann sich etwas zu regen, und der glückliche Bräutigam war bereit, der Gesellschaft mitzuteilen, wie nahe der alte Lohndiener dem Helden des Abends stand. Da legte sich ihm eine Hand auf die Schulter:

„Als Falk's alter, langjähriger Freund ist es mir vielleicht erlaubt, nähere Bekanntschaft mit seinem glücklichen, lebenswürdigen Schwiegersohn zu machen. Auf Dein Wohl, mein Junge.“

„Danke ergebenst, verehrter Onkel ... große Ehre für mich ... hm ...“

„Nein, nachdem er eben mit einem diensttuenden Kammerherrn Bruderschaft getrunken hatte, den aufwartenden Lohndiener als seinen Vater vorstellen ... unmöglich!“

Der alte Lohndiener sah die junge Braut an. Seine — Schwiegertochter ... Sie sah gut und freundlich aus; ihre schönen Augen sprachen von Glück und Liebe, als sie am Arme des Bräutigams durch den Salon schwebte. O, wie klein, wie zart und weiß die Hand war, die sie auf den Frackärmel ihres Hans gelegt hatte. So verschieden von der Hand der alten Mama daheim! „Gott mache sie glücklich!“ flüsterte der Alte für sich.

Die Gäste waren gegangen, und der Alte stand noch wie betäubt am Buffett.

„Was nehmen Sie für den Abend?“

Klingbom fuhr zusammen. Es war der Wirt. Sofort fiel er wieder in seine Rolle:

„Drei Mark fünfzig für ein Souper, Herr Großhändler.“

Früh am andern Morgen kam Hans in einer Droschke zu seinen Eltern. Die Mutter hatte geweint. Der Vater sah ein wenig streng aus.

„Du mußt das Aufwarten aufgeben, Papa!“

„Ist das alles, was Du mir und Mama zu sagen hast?“

„Nein, ich wollte Euch auch um Verzeihung bitten, daß ich Euch meine Verlobung nicht eher mitgeteilt habe. Es war selbstverständlich meine Absicht, vor der Veröffentlichung ... laß ... ich weiß nicht ... es kam so schnell ... und ...“

„Mache Dir unretwegen keine Sorgen, Hänschen! Gott lasse Euch so glücklich werden, wie Papa und mich!“ schluchzte die Mutter.

„Ja, das will ich hoffen“, sagte Hans und ließ die Blicke ein wenig überlegen über die kleinen Stuben und die ärmliche Einrichtung schweifen.

Der Alte las seine Gedanken.

„Ja, Hans, das Glück hängt nicht von prächtigen Zimmern und feinen Sachen ab. Aber es ist ja wahr, wovon wollt Ihr leben? Dein kleines Gehalt kann doch nicht ausreichen.“

„Mein Schwiegervater gibt uns jährlich viertausend Mark zu.“

„Das ist wirklich nett von ihm.“

„Und nun will ich Euch nur noch sagen, daß ich heute Nachmittag mit meiner Braut herkomme, damit Ihr sie ordentlich sehen könnt.“

„O, mein liebes Hänschen, wie gut Du bist! Aber glaubst Du auch, daß sie will?“ fragte Mama unruhig.

„Nun ja, will sie nicht, so läßt sie's bleiben“, meinte der Alte.

„Natürlich will sie. Nun mußt Du nicht so unfreundlich gegen mich sein, Papa, Du willst doch nicht das Glück Deines Hans trüben!“

Nein, das wollte er nicht, und so kam denn das junge, feine Fräulein Falk bei Lohndieners zu Besuch und wurde dort mit Kaffee traktiert. Sie mußte auch ein paar Stiefelchen, die Hans als Kind getragen hatte, und seine erste Studentenmütze sehen, die Mama in demselben Auszuge aufbewahrte, wo die trockenen, verwelkten Zweige ihres eigenen Brautkranzes lagen.

„Haben Sie meinen Hans stets gleich lieb, Fräulein!“ flüsterte der Alte, als der Besuch zu Ende war.

„Du mußt Ida sagen, Mama“, erklärte Hans.

Nun ja, das war ja freundlich, doch im übrigen konnte es ganz egal sein, denn mit diesem einen Besuche hatte der Verkehr zwischen den alten und den jungen Klingbom's ein Ende. Die Alte konnte sich nicht entschließen, Hans in seiner neuen, feinen Wohnung mitten in der Stadt zu besuchen, und dem Jungen war es zu weit nach dem Süden ...

Der alte Klingbom gab das Aufwarten nicht auf. Jüngere Lohndiener nahmen ihm freilich einen Teil seines Verdienstes, aber nicht den ganzen, denn sie hatten die Taxe erhöht, während der Alte an seinen „Fünf Mark für ein Mittagessen, drei Mark fünfzig für ein Souper“ unveränderlich festhielt.

So war er bei der Beerdigungsfeier einer alten Witwe auf dem Ritterholm. Die Gäste waren anfangs schweigsam und ernst, wie es die Gelegenheit erforderte. Später begann man wie gewöhnlich von seinem lieben Nächsten zu sprechen.

„Nun, mit Falk nahm es doch ein Ende mit Schreden, 600 000 Mark Passiva und 50 000 Mark Aktiva. Es ist fürchterlich!“

„— Ja, und was, der Tausend, soll der Schwiegervaterohn

Klingbom jetzt anfangen? Die haben ja nur von dem teuren Schwiegervater gelebt.“

„Ja, freilich, ich sah Klingbom, als ich hierher ging. Er sah sehr bekniffen aus. Gestern soll seine Einrichtung wegen einer Modistinnenrechnung mit Beschlagnahme belegt worden sein.“

Die Rheinweingläser auf dem Präsentierteller des alten Lohndieners klirrten.

Nach der Beerdigung eilte er direkt zu Hans. Die junge Frau öffnete auf sein Klingeln. Sie hatte rote Ränder um die armen, geschwellenen Augen.

„Nein, sieh, Herr Ali ... hm ... Schwiegervater! Hans ist aus; bitte, treten Sie näher!“

„Danke. Aber sieh' da, solch' ein kleiner Bube! Wie alt ist er jetzt? Ja so, fünfzehn Monate. Warte, ich habe gewiß etwas Gutes im Frack. Siehst Du, da! Sei nicht bange vor dem schwarzen Papier, Kleiner, es schmeckt doch. Heiße, mein Junge, ist das nicht ein netter Großpapa!“

Hinter dem Rücken des Alten wurde ein Schluchzen hörbar. Hans war ganz leise eingetreten, und sein Herz schmolz bei dem Anblick, der ihm begegnete. Ach er erinnerte sich ja so wohl der vielen Male, wo Papa in dem ärmlichen Hause in den südlichen Bergen ihn bei der Heimkehr geliebkost und ihm Gesellschaftskonditorei mitgebracht hatte!

„Du hier, Papa!“

„Ja, Du, es machte mir Spaß, auch einmal her zu kommen und mir anzusehen, wie Ihr es eigentlich hier habt.“

„Ach, wir haben bald nichts mehr! Hast Du von dem Unglück gehört?“

„Ja, ich habe gehört, daß Dein Schwiegervater ... Session gemacht ...“

„Und meine Existenz ist ruiniert, unsere Sachen sind mit Beschlagnahme belegt und alles ist aus.“

„Wie viel Schulden hast Du?“

„O, die sind gerade nicht groß, denn Ida hat ja alles, was wir brauchten, von zu Hause bekommen; höchstens fünf bis sechs tausend Mark, aber wovon sollen wir leben?“

„Eigentlich soll man sich nicht eher eine Häuslichkeit gründen, als bis die eigenen Einnahmen zum Leben ausreichen, doch davon wollen wir nun nicht sprechen. Vielleicht kann Euch der alte Lohndiener ein bißchen helfen ...“

„Du? Papa!“

„Ja, es ist ja eigentlich des einen Schwiegervaters Schuldigkeit einzuspringen, wenn der andere nachläßt, und ich werde auf keinen Fall so freigebig sein können, wie der Vater Deiner Frau ... hm ... wie Idas Vater, aber Eure Einrichtung sollt Ihr behalten und wenn es auf ein paar Tausend Mark jährlich ankommt, so lange bis Du befördert wirst, so ... Nein, sieh', nun hat der Knirps wirklich das Zuckerkreuz aufgeessen! Nun, da hast Du noch einen Grabstein von Marzipan mit einem Pommeranzentrans d'rauf. Putsche nur tüchtig d'rauf los, Kleiner!“

„Aber, Vater, wie ist das möglich?“

„Ja, siehst Du, wenn man vernünftig lebt und Heller auf Heller zurücklegt, summt es sich mit der Zeit an. So, so, nun müssen Sie nicht länger weinen, kleine Fr ... hm ... Schwiegertochter! Klingbom konnte, Gott sei Dank, seiner Zeit einen Präsentierteller führen, und alle wollen mich haben, denn ich nehme, wie Du wohl weißt, Hans, stets fünf Mark für ein Mittagessen und drei Mark fünfzig für ein Souper.“

Das schauerliche Gebrechen des Herrn Adjunkten.

Bytöping, eine Eisenbahnstation, sollte einen neuen Pastorsadjunkten bekommen.

Der Pastor war so alt und schwach geworden, daß er das Predigen nicht mehr aushalten konnte, und nur noch so eben an den Sonntagen zu predigen vermochte, an denen begüterte Gemeindeglieder beerdigt werden sollten und man auf 1 Mark oder 1,50 Mark für die „Personalien“ rechnen konnte. Außerdem hatte der Ärmste so zitterrige Hände, daß ein Versuch, armer Leute Kinder zu taufen, ganz nutzlos war; doch wenn sich wohlhabende Familien, bei denen man auf ein kleines Extrahonorar rechnen konnte, vergrößerten, dann stärkte Gott die Kräfte des alten Pastors auf so wunderbare Weise, daß er die Taufe wirklich tadellos verrichtete.

Und nun sollte er einen neuen Adjunkten erhalten.

Die Tochter der Cousine der Bäckerfrau hatte von einer Schulfreundin gehört, daß deren Tante bei dem Photographen in der Stiftsstadt ein Bild von Pastor Johanneson gesehen habe. Ein Bild mit einem göttlichen Badenbart, träumerischen,

blauen Augen, schlanker, hochgewachsener Gestalt und Haaren, die wie ein Strahlenkranz eine hochgewölbte Stirn umrahmten, welche er unmöglich länger als höchstens zweiunddreißig Jahre besitzen konnte.

Als die Frau des Bahnhofsinspektors dies hörte, sagte sie zu ihrer Tochter: „Märchen, ich bin so ängstlich und unruhig und habe so wunderliche Stiche in der Brust. Gott weiß, ob es wohl ganz recht ist, daß wir so viel in das verfluchte Missionshaus laufen? O, ich fühle es im Herzen, daß man weit besser im Schoße der teuren Staatskirche ruht, in der ich getauft und konfirmiert worden und die den Segen zum Ehebunde mit Deinem Pap...“

Hier flossen die Tränen in Strömen über die Wangen der Inspektorin, und von nun an begann sie jeden Sonntag mit Alara in den Hauptgottesdienst zu gehen.

Im Pastorhause wurde das beste Giebelzimmer neu tapeziert. Papa selbst meinte, daß Tapeten zu fünfunddreißig Pfennig genügen würden, aber Fräulein Amalie fiel ihm um den Hals, küßte ihn innig und sagte: „Lieber Vater, nimm welche zu fünfzig Pfennig!“ Und später trug Fräulein Anna die beste, gekliffene Wasserflasche, einen selbstleuchtenden Streichholzbehälter und den porzellanen Spudnapf aus der Eckstube hinauf.

Geldmessen hatten fünf Töchter, die alle schrecklich viel mit Besessenen in Persliederei, Lampenhütchen und Edborden zu tun hatten. Und die Mama musterte die Fräulein mit den Blicken einer bekümmerten Mutter und kommandierte und instruierte: „Sitz grade, Amette! — Richere nicht so, Laura! Wie kannst Du glauben, daß Du so einem ernstern Manne gefallen kannst!“

Die Tochter der Frau Hauptmann saß die halben Nächte auf, um einen Schreibtischteppich mit einem Kelch darauf fertig zu bekommen, und die Volksschullehrerin fragte alle, die sie traf, ob sie glaubten, daß es schwer wäre, Bässchen bügeln zu lernen.

Im allgemeinen kann man sagen, daß sich mit dem Gerücht von Pastor Johannessons baldiger Ankunft in Byköping sowohl der häusliche Fleiß wie der Kirchenbesuch hob.

Am Morgen des Tages, an dem Pastor Johannesson im Flecken eintreffen sollte, stampfte es derb und schnell auf der Treppe des Pfarrhauses.

„Wer kann so früh kommen?“ fragte die Pastorin.

„Liebe Frau, es ist vielleicht jemand, der mich seines Seelenheils wegen aufsucht,“ sagte der Pastor.

„Ja, weit gefehlt, dazu haben sie heute gewiß nicht Zeit; heute, da hier Viehmarkt ist“, antwortete seine Frau. „Du weißt ja, daß die Leute hier nicht anders Seelenkummer haben, als wenn sie die Kirchengelühren bezahlen sollen.“

Man ging nach der Tür, um zu öffnen, aber das war leichter gesagt als getan. Die Tür stieß auf etwas Weiches, Dides, das nicht weichen wollte, und es bedurfte der vereinten Kräfte der Hausfrau und des Pastors, sie aufzumachen.

Da standen nun vierundzwanzig sonntäglich gekleidete Mägde aus den feineren Häusern von Byköping, knienden, dufteten nach Eau de Cologne und Lavendel, glänzten nur so von Pomade und fragten, welches Zimmer Herr Pastor Johannesson im Pfarrhause beziehen würde.

Und dann gingen sie dort hinein und begannen Bündel aufzuknüpfen und Körbe ohne Ende zu öffnen. Es waren nun zufällig nicht mehr als vier Ecken im Zimmer, aber die Mägde brachten neun Edborde mit. Ein Sattler wurde geholt und er brachte je zwei übereinander und eine im Vorzimmer an. Ferner waren da Weinflaschen, Zigarrenkisten, Delikatessen, Apfelsinen, Reinetten, Weintrauben, Konfekt, Konserven, Tischdecken, Bonnellöcke, einige Duzend Bässchen, ein gestickter Stiefelknecht, sieben Ofenklappenschnüre, elf gepolsterte Uhrbehälter, fünf Rissen, unter die Stuhlhübe zu legen, und noch andere Dinge, die ich nicht so genau spezifizieren kann, jedes war mit einer Visitenkarte versehen. Und die Mägde knieten, strichen sich den Scheitel glatt, schoben die Kopftücher wieder zurecht und sagten, das sei Alles für den lieben Pastor Johannesson, und damit gingen sie. Zuletzt kam die Kleinkinderlehrerin mit einem halben Kilogramm Brustbonbons.

Mittags kam Pastor Johannesson und brachte die milden, blauen Augen und das lodige Haar mit. Auf dem Perron war es so voll von Damen, daß selbst der Himmel nicht viel voller von Engeln sein kann. Und der Pastor lüftete den Hut, und der alte Pastor schloß ihn in seine Arme, und die Damen drängten sich heran und sagten:

„Mein Name ist Frau Bergqvist und dies ist mein Töchterlein. Wenn Sie einmal in Amtsangelegenheiten schnell Fuhrwerk brauchen, so lassen Sie es meinen Alten nur wissen. Von Bezahlen ist natürlich keine Rede.“

„Dienerin! Mein Name ist Frau Lindqvist. Meine Töchter: Amette, Laura, Jenny, Auguste und Christine. Die lieben Kinder mühen sich mit ihrer Sonntagschule rein zu Tode. Ach, helfen Sie ihnen, Herr Pastor, helfen Sie ihnen!“

„Herr Pastor, mein Name ist...“

Und der Pastor ging auf sein Zimmer und bürstete sein lodiges Haar, betrachtete seine Geschenke mit den milden blauen Augen und sagte zu dem alten Pastor:

„Hier im Flecken scheint eine erfreuliche geistige Erweckung zu herrschen.“

In Byköping wohnte auch ein Gutsbesitzer Kahlberg mit Frau und einer einundzwanzigjährigen Tochter. Der Gutsbesitzer war sein ganzes Leben hindurch ein lustiger, leichtsinniger, gottloser Mensch und geistig sehr verderbt gewesen, und wenn seine Magd kurz vor der Grogkunde (sechs Uhr) an die Türen klopfte, so wukten die Herren im Flecken stets, daß ihnen ein vergnügter Abend bevorstand.

Nun kam die Magd wieder, und die lustigen Knaben machten sich schon auf eine gemüthliche Statpartie bei Freund Kahlberg gefaßt, doch die Magd bestellte nur Grüße und sagte, „daß Gutsbesitzer Kahlberg und Frau die Herrschaften um sechs Uhr — zur Bibelstunde von Pastor Johannesson willkommen hießen.“

Und Kahlberg's hatten volles Haus, und Frau Kahlberg seufzte gottesfürchtig und spielte Choräle auf dem Klavier, und Herr Kahlberg strahlte vor innerer Befriedigung, und alle waren schrecklich freundlich, fromm und interessiert, als der Pastor seine Handschuhe auszog und seinen Text auswählte.

Er hatte wohl so ein fünf oder sechs Verse gelesen und blickte auf, um seinen freien Vortrag zu beginnen, aber — beinahe wäre er vor Schrecken über das, was er sah, vom Stuhle gefallen: Alle sahen wenigstens um zehn Jahre älter aus als im Augenblick zuvor, die freundlichen Mienen waren wie fortgeblasen, überall starrten ihm böse, drohende Augen entgegen; die Väter lächelten höhnisch, die Mütter waren bleich und sahen aus, als hätten sie beim Nachzählen der Wäsche gefunden, daß mindestens fünf Servietten vom neuesten Damastgedeck fehlten; die Mädchen verzogen bitter und überlegen den Mund.

Die Bibelerklärung wurde sehr kurz und nach derselben war Pastor Johannesson's ganze Lebenswürdigkeit total weggeworfen. Er versuchte umsonst mit dem einen nach dem andern ein Gespräch einzuleiten.

„Liebes Fräulein Lindqvist, wann wollen wir mit der Sonntagschule beginnen?“

„Pfui, aus der Schule mache ich mir gar nichts. O, wenn ich nur an die schmutzigen Bören denke...“

„Könnte ich wohl morgen eins Ihrer Pferde mieten, Herr Bergqvist? Ihre verehrte Frau Gemahlin hatte die Lebenswürdigkeit, mir anzubie...“

„Morgen sind die Pferde anderweitig in Anspruch genommen, übermorgen auch und ich glaube, den ganzen Frühling hindurch.“

„Wir wohnen gewiß Stube an Stube im Pfarrhause, Fräulein Anna. Es wird mir ein besonderes Vergnügen bereiten, Sie auf dem Harmonium spielen zu hören. Ihre Frau Mutter erwähnte...“

„Ich glaube nicht, daß daraus viel werden wird. Ich amüsiere mich eigentlich am liebsten mit meinen Freundinnen. Eine lustige Polka auf dem Klavier, das ist etwas anderes...“

Der Pastor glaubte zu träumen und kniff sich verstohlen in die Nase, um zu fühlen, ob er wache oder nicht. Ja, wirklich. Aber wo war die Lebenswürdigkeit der Byköpinger geblieben?

Frau Lindqvist hatte nicht Zeit gehabt, zur Bibelstunde zu gehen. Sie hatte so viel mit den Vorbereitungen zum nächsten Tage zu tun, wo der liebe, liebe Pastor Johannesson zum Souper kommen würde, und sie zwar gerade dabei, eine Stiege Eier zu all' den lederen Speisen aufzuschlagen, als ihre Jenny mit hochroten Wangen u. schiefstehendem Hut in die Küche stürmte.

„Spare die Eier, Mama! Er ist kein einziges wert!“

„Kind, was sagst Du da!“

Und Fräulein Jenny weinte.

„Mein Liebling, was ist Dir?“ sagte Frau Lindqvist.

Da erhob Fräulein Jenny ihre milden Augen, warf ihr hübsches Köpfchen mit lieblicher Grazie zurück, stützte ihre reine, unschuldsvolle Alabasterstirn in die sammetweiche Hand und flüsterte in edel weiblicher Ahmut, sodaß man es im ganzen Hause hören konnte: „Pfui, Mama, der gemeine Kerl trägt einen Verlobungsring!“

Eingegangen sind und ihrer Bestimmung zugeführt.

5 \$ durch Herrn Pfr. Bornfleth, von Herrn Emil Niebuhr, Brusque, für die notleidenden Kinder in Deutschland gestiftet, desgleichen 5 \$ und 2 Altargerzen, gestiftet von Herrn Philipp Piehler in Blumenau. Bei der Einsegnung in Itoupavazinha wurden 40 \$ für die notleidenden Kinder in Deutschland gesammelt, bei der Einführung von Herrn Pfr. Kessel 60 \$ 100.

Notruf aus Lübeck.

Sammlung in der Kolonie Hansa für die alte Hansestadt. Fortsetzung. Sammlung bei Taufen im Hause von Fr. Dörlich, Neubremen, 5 \$; Opfer bei Taufe im Hause von Rud. Harbs, Oberer Rafael, 4 \$. Die das vorige Mal angezeigten 100 Mark sind in 12 \$ umgewechselt worden.

Sammlung für Bethel bei Bielefeld.

Hering & Co. 20 \$, Dr. Rübel, L. Probst je 10 \$, D. Heuer, Fides Deefe, Jul. Probst, Pastor Neumann, Frau Dankwarth, A. Schrader, Modellmann & Co., G. A. Roehler, H. H., Doerd, Ph. Pentuhn, Aug. Franke, Ph. Brandes, Jemrich, Meyer, W. Schmidt, E. Currin, Jittlow, Frau E. je 5 \$; Grothmann 4 \$; C. Bronnemann, A. Brattig, je 3 \$; Frau Tallmann, Ab. Grahl, El. Weise, M. C., A. Kabe, D. Henning, P. Eberhard, Ab. Häuper, F. Blohm, H. Schmidt, Frau Groß, P. H., G. Hiendlmayer, Bg., M., G. Wallner, D. Stange, H. Steinmann, N. N., H. Dietrichkeit, B. Gärtner, Persuhn, Fr. Haritsch, P. Großenbacher, A. Baumgarten, Frau B., je 2 \$; Karl Berndt 1 \$ 600; Frau Riesel 1 \$ 500; Aug. Werner, D. Strobel, Fr. Wolfram, W. Pawlowsky, Frau Anderson, E. Stange, L. Laczynski, W. Scheidemantel, Frau Finster, W. Köhler, H. Oldelms, A. Roth, A. Fritzsche, D. Rüdiger, G. Dittrich, D. Fuchs, J. Seibt, W. Buzke, J. Morauer, D. Freitag, R. Clasen, Tschentin, Frau Fahrtmann, Dom. Laux, M. Frengang, H. Lüders, E. Dehmann, D. Hentschel, H. Hadlich, Ida Senf, Hulda Jakobi, je 1 \$; Frau Sievert, Frau Weidlich, Frau Prinz, je 0 \$ 500; zusammen 233 \$ 600. Zur Auszahlung gelangen in Deutschland 2360 Mark.

Allen Gebern herzlichen Dank und des Herrn reichsten Segen.
D. Heuer.

Liebesgaben.

Erhalten von Johann Strehlow für „Deutsches Ostland in Not“ (J. „Christenbote“ Nr. 6!) 10 \$ 000. Gott vergelt's.

Wilh. Lange, Pfarrer.

Kirchennachrichten.

Evang. Gemeinde Blumenau.

Sonntag, 7. Nov., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Gaspar mit Beichte und heil. Abendm.; 8 Uhr abends: Gottesd. in Blumenau.

Sonntag, 14. Nov., 9 Uhr vorm.: Kirchenfest in Belchior.

Sonntag, 21. Nov., 9 Uhr vorm.: Totenfeier in Blumenau.

Sonntag, 28. November, 9 Uhr vorm.: Gottesd. in der Garcia; 3 Uhr nachm.: Gottesd. in Russland.

Sonntag, 5. Dez., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Itoupava norte; 8 Uhr abends: Gottesd. in Blumenau.

An jedem Montag in Blumenau, Mittwoch in Altona und Donnerstag bei Ehrhardt in der Belha findet nachm. von 3—4 Uhr Religionsstunde statt.

Pfarrer Neumann.

Evang. Gemeinde Itoupava.

Sonntag, 7. Nov., 10 Uhr vorm.: Gottesd. in Massaranduba, Schule 58, mit Feier des heil. Abendm.

Sonntag, 14. Nov., 10 Uhr vorm.: Gottesd. in Rio Bonito.

Sonntag, 21. Nov., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Itoupava mit Feier des heil. Abendmahls.

Sonntag, 28. Nov., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in der Telegraphenlinie mit Feier des heil. Abendmahls.

Sonntag, 5. Dez., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Itoupava-Rega.

Sonntag, 12. Dez., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Seraphim.

Pfarrer Ratsch.

Bereinigte Evangelische Gemeinde Badensfurt.

Sonntag, 7. Nov., 9¹/₂ Uhr vorm.: Gottesd. in Testo Central.

Sonntag, 14. Nov., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Itoupavazinha.

Sonntag, 21. Nov., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Fortaleza; danach Beichte und heil. Abendm.

Sonntag, 28. Nov., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Alto Rio do Testo; danach Beichte und heil. Abendm.

Sonntag, 5. Dez., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Testo Central.

Sonntag, 12. Dez., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Badensfurt.

Pfarrer Kessel.

Evang. Gemeinde Timbo.

Sonntag, 7. Nov.: Gottesd. und heil. Abendm. in Beneditto-Novo.

Sonntag, 14. Nov.: Gottesd. und heil. Abendm. in Cedro-Alto.

Sonntag, 21. Nov. (Totengedächtnis): Gottesd. und heil. Abendm. in Timbo. Die Taufen finden vor dem Gottesdienst statt.

Sonntag, 28. Nov.: Gottesd. u. heil. Abendm. im Freiheitsbach.

Sonntag, 5. Dez.: Gottesd. u. heil. Abendm. in Rio Abda.

Sonntag, 12. Dez. 9 Uhr vorm.: Gottesd. und heil. Abendm. in Carijos; 3 Uhr nachm.: in der Oernulbe.

Pfarrer Krause.

Evang. Gemeinde Pommerode.

Sonntag, 7. Nov.: Gottesd. in Testo Central.

Sonntag, 14. Nov.: Gottesd. in Ober-Rega.

Sonntag, 21. Nov.: Totenfest in Pommerode.

Sonntag, 28. Nov.: Gottesd. in Rio Serro.

Sonntag, 5. Dez.: Gottesd. in Benjamin Constante.

Sonntag, 12. Dez.: Gottesd. in Testo Central.

Sonntag, 19. Dez.: Konfirmation mit Abendmahlsfeier in Rib. Grande.

Die Gottesdienste beginnen um 9 Uhr.

Pfarrer Lange.

Evang. Gemeinde Brusque.

Sonntag, 7. Nov., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Brusque (Beichte und heil. Abendmahl).

Sonntag, 14. Nov., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Brusque.

Sonntag, 21. Nov., 9 Uhr vorm.: Gottesdienst in Brusque (Totenfest).

Sonntag, 28. Nov., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Brusque.

Sonntag, 5. Dez., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Brusque.

Sonntag, 12. Dez. 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Brusque.

Sonntag, 19. Dez., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Brusque.

Pfarrer Bornfleth.

Evang. Gemeinde Bella Alliança.

Sonntag, 7. Nov., 9¹/₂ Uhr vorm.: Einsegnung in Südarm; danach Beichte und heil. Abendm.

Pfarrer Hahn.

Evang. Gemeinden São Bento und Humboldt.

Sonntag, 14. Nov.: Gottesd. in S. Bento.

Sonntag, 21. Nov. (Totensonntag), vorm.: Gottesd. in S. Bento, anschließend Feier des heil. Abendm.; 3¹/₂ Uhr nachm.: Feier auf dem Friedhofe der Serrastr. Am. 82.

Sonntag, 28. Nov.: Gottesd. in Humboldt.

Sonntag, 5. Dez.: Gottesd. in S. Bento.

Sonntag, 12. Dez.: Gottesd. in Campo Negro.

Sonntag, 19. Dez.: Gottesd. in S. Bento u. Serrastr., Am. 82.

In S. Bento findet jeden Montag von 2—3 Uhr und in der Serrastr. jeden Donnerstag von 12—1 Uhr Religionsunterricht statt.

Pfarrer Ortman.